IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

‚Selbst-Sucht' und das Lächeln der Melania Trump – Stereotypie und Krankheit

Dietrich Krusche

1 ‚Sucht' und ‚Suche nach sich selbst'

Glück ist rar, nur zu wenigen Augenblicken unseres Lebens möchten wir sagen: „Verweile doch, du bist so schön!" In all den anderen begleitet uns das Bedürfnis, das Leben, wie es ist, zu verbessern. Dabei sind es gewöhnlich nicht die äußeren Umstände, die sich anbieten. Die Veränderung der Realität ist mühsam, dauert lange und garantiert nicht, dass wir den materiellen Zugewinn samt dem damit verbundenen gesellschaftlichen Aufstieg auch wirklich in Zufriedenheit ummünzen können. So kommt es, dass auch Mitmenschen, die äußeren Maßstäben nach erfolgreich, ja ‚etabliert' sind, ihr Wohlbefinden (Lebensfreude? Lebenslust?) weiter zu steigern suchen.
Dazu sind alle Mittel und Wege recht: eine möglichst hohe Zahl täglicher ‚Kontakte', die Pflege guter ‚Beziehungen', die Teilnahme an gesellschaftlichen Events usf. Diese ‚Mittel' unterliegen dem Risiko der Abhängigkeit von anderen: Spielen diese nicht so mit, wie wir es wünschen, begehren und brauchen, ist Unglück programmiert. Unabhängiger von anderen sind wir bei dem Einsatz von Mitteln, die *ich* allein aus mir und für mich mobilisiere, und die buchstäblich *alles* sein können: vom Bücherlesen, Theater- und Konzertbesuchen über alle körperlichen ‚Anwendungen', die zu *Wohlbefinden/wellness/bienêtre* führen, bis zu Mitteln, die speziell dafür geschaffen sind, das Wohlbefinden physisch zu regulieren. Damit sind wir bei den Substanzen, die wir uns ‚einverleiben': zuallererst gutes Essen und Genuss-Getränke. Das Trinken ist markant effizienter als das Essen, aber auch Inhalieren ist eine effektive Aufnahme von – und hier reißt der Begriff der Glückssuche mittendurch – Genussmitteln, auch *Drogen* genannt. Jedes Genussmittel kann jederzeit zur Droge werden, aber der Weg von der Droge zurück zum Genussmittel (Glücksmittel) erweist sich als steinig.

Damit sind wir im problematischen Alltag der Menschenwelt. Jeder von uns ist eine Singularität, jeder sucht sein Glück auf seine individuelle Art und Weise und trägt die Risiken der Suche selbst – so wäre es ‚in Ordnung', so sollte es eigentlich sein, ist es aber nicht. Wird einer von uns glücklich, bleibt der Gewinn der Suche bei ihm, geht die Glückssuche jedoch schief, wird er zum Problemfall, und je ‚sozialer' die Gesellschaften eingerichtet sind, desto mehr wird das Scheitern der Glückssuche des Einzelnen zu einem Schadensfall für die Gemeinschaft. Daher hat es sich eingebürgert, dass die einzelnen Gesellschaften es sich vorbehalten, die Unterscheidung zwischen Genussmitteln und Drogen nach eigenem Gutdünken vorzunehmen und ihr durch eine entsprechende Gesetzgebung Geltung zu verleihen. Während die ersten als ‚legal/normal' toleriert werden, werden die zweiten als ‚schlecht' (‚gefährlich', ‚krankhaft', ‚asozial') sanktioniert.

Die Begründungen für Zulassung oder Verbot der betreffenden Genussmittel/Drogen ist immer aufs Neue umkämpft. Zu Recht: In diesen Abgrenzungen begründet jede Gesellschaft ihr tradiertes Menschenbild

und zwingt jedes einzelne ihrer Mitglieder, sein Selbstverständnis gefälligst darauf abzustellen.
Aber so einfach geht das nicht. Wir Menschen erleben nun mal Behagen/Unbehagen, Wohlbefinden/Unwohlsein, Zufriedenheit/Unzufriedenheit, Schmerzfreiheit/Schmerz in sehr unterschiedlicher Weise und jeder ausschließlich *für sich selbst*.

„Abhängig“ machen diese *Mittel*, sofern sie effizient sind, allemal und je effizienter sie sind, desto mehr. Allerdings lehrt die Erfahrung auch, dass man sich an alles, was man wiederholt bis regelmäßig zu sich nimmt, Hustenbonbons zum Beispiel, gewöhnt und die Wirkung des Mittels abnimmt. Die Erfahrung lehrt weiter, dass Mittel, die *rasch* zu einer deutlichen Steigerung des Wohlbefindens führen, zu einer stärkeren Gewöhnung führen – sodass man früher oder später, schneller oder langsamer vor die Notwendigkeit gestellt ist, das Quantum des Mittels zu erhöhen. Der Preis der regelmäßigen Einnahme von *Mitteln* steigt an. Nicht nur, dass mehr Geld aufzuwenden ist, auch die Einbuße von Selbstverfügbarkeit, die Beeinträchtigung des eigenen Willens, die Einengung des Lebensspielraums, die Angst vor dem ‚Ertapptwerden‘ und den erwartbaren Sanktionen schlägt zu Buche. All das drängt auf eine Dramatisierung hin, die lebensbedrohlich werden kann.

Hier wird das Problem, von dem die Rede ist, vollends januskِöpfig. *Suche* nach Wohlergehen, Genuss, Glück und Sinn, jede Art von Suche nach *sich selbst*, trennt sich von *Verfallensein an sich selbst*, einer Krankheit. Das Wort ‚Sucht‘ kommt nicht von *suchen*, sondern von *siechen*: ‚kranksein‘ (wie in ‚Schwindsucht‘ oder ‚ dahinsiechen‘). ‚Suchen‘ dagegen ist verwandt mit lateinisch *sagire*: spüren, wittern. ‚Sucht‘ ist eine Krankheit, aber sie steht bei uns Menschen in einem immer ungewissen Verhältnis zur Suche nach uns *selbst*, die allemal durch das offene Anfangsstadium des *Aufnehmens von Witterung von sich selbst* führt. Während Selbst-Suche der Weg zum Sinn des Lebens ist, erweist sich Selbst-Sucht in all ihren Facetten als Gefahr für den Betreffenden selbst und – wie zu zeigen ist – für die anderen, die sozial Mitbetroffenen, zumal die jeweiligen *Nächsten*.

2 Selbstbewusstsein/Selbstsucht

Es ist asiatischen Gesellschaften vorbehalten geblieben, mit Meditation und Yoga Mittel zur Verbesserung der Verfassung von Körper/Seele/Geist entwickelt zu haben, die immateriell wirken, die keine Substanzen sind, sondern Praktiken. Wie das? Keine Tiergattung außer uns erzeugt Nachkommen, die, einer wie die andere, in und mit seiner/ihrer Welt und dem Leben darin nicht zurechtkommt. Wir sind offenbar aus der Welt des Lebendigen und der Selbstverständlichkeit, mit der das individuelle Leben sich vollzieht, herausgefallen. Aber von allen Weltlehren hat nur der Buddhismus klipp und klar gesagt, dass Leben Leiden ist – was zur Folge hat, dass jeder Einzelne von uns sich um Leiderleichterung bemühen muss.

Das würde uns leichter gelingen, wenn wir wüssten, was bei uns Menschen, verglichen mit den Mitbewohnern des Tierreichs, verloren gegangen oder dazugekommen ist

Den Offenbarungsreligionen liegt die Frage nicht nahe, da sie von keiner Evolution des Lebens ausgehen,

als *homines religiosi* sind wir seit eh und je so, wie wir sind, und bleiben es in Ewigkeit.
Die Bibel ist in dieser Hinsicht der Evolution am nächsten, insofern sie eine Veränderung des Menschen annimmt, eine zum Schlechteren, die wir selbst verschuldet haben: den Sündenfall. Und der Absturz in die ‚Sünde‘ ist nicht aus der Lust an der Sünde geschehen. Menschliche ‚Schuld‘ ist nicht etwa durch exzessive Auslebung der Geschlechtlichkeit in die Welt gekommen, sondern durch einen ‚Ungehorsam‘, der auftrat, ehe die Menschen, Adam und Eva, überhaupt realisiert hatten, dass sie verschiedenen Geschlechts waren. Der Abfall von Gott geschah in der Übertretung eines sehr speziellen Verbots: wissen zu wollen, „was gut und böse ist“, und damit werden zu wollen „wie Gott“. Das ist es, womit „die Schlange“ Eva und Eva Adam verführt hat. Es entbehrt nicht der Ironie der Weltgeschichte, dass es „das Weib“ war, das zuerst der Verführung zum Wissenwollen erlegen ist – das Geschlecht also, dessen Erkenntnisfähigkeit so lange umstritten war und dem traditionelle Richtungen des Islam noch heute den Zugang zu Bildungswissen verweigern.

Nun ist das Bewusstsein, das zwischenmenschlich („ethisch“) relevant ist, kein Objektbewusstsein, sondern das „Bewusstsein von *ich und du*“ – das, was wir heute Selbstbewusstsein nennen und das sich offenbar gerade an der Evolutionsmarke ausgebildet hat, wo das Bewusstsein *meiner selbst* sich aus der Unterscheidung zwischen *ich und du* entwickelte und die Fähigkeit mit sich brachte/bringt, projektive Vorstellungen zu bilden – bis hin zur Vorstellung des eigenen Todes. (Andere) Tiere haben Todesangst dann, wenn Todesgefahr eintritt, aber keine Angstneurosen. Von Sigmund Freud wissen wir, dass nur ‚eingebildete‘ Verhältnisse krank machen.

Heute kommen die Lebenswissenschaften und die Bewusstseinswissenschaften, jede aus ihren eigenen Befunden, zu der Schlussfolgerung, dass es das Bewusstsein *meiner selbst* ist, was uns gefährdet, und die Formbarkeit des Verhältnisses zu Unseresgleichen, worin unsere Chance liegt (siehe z. B. die Arbeiten von Maturana, Varela, Damasio einerseits, Tomasello, Habermas, Wiebicke andererseits). Dazwischen war diese Einsicht durch das beherrschende Menschenbild der Religionen verschüttet. Nur Spuren tauchen da und dort in der Kulturgeschichte auf. So heißt es in Shakespeares *Hamlet* unvermittelt „So macht Bewusstsein Feige aus uns allen“, und in Kleists Abhandlung über das „Marionettentheater“ kommt der Mensch im Vergleich mit der Marionette, die nur einen ‚Aufhängepunkt‘ hat, schlecht weg, weil seine ‚Tierlichkeit‘ und seine Menschlichkeit konkurrieren und der Zwiespalt ihn täuschbar macht (die Anekdote mit dem Florettfechter und dem Bären). In dem gleichen Werk behandelt Kleist noch eine andere tendenziell bedrohliche Folge menschlichen Selbstbewusstsein: eine exzessive Aufmerksamkeit für *sich selbst*, das Überhandnehmen der Selbstbewunderung und den Zwang, sich in dem – immer vergeblichen – Versuch der Objektivierung eigener Exzellenz zu verlieren. In einer Fiktionsrolle erzählt jemand einem verständnisvollen Gegenüber folgende Episode:

„Ich badete mich (...) vor etwa drei Jahren mit einem jungen Mann, über dessen Bildung damals eine wunderbare Anmut gebreitet war. Er mochte ungefähr in seinem sechzehnten Jahre stehen, und nur ganz von fern ließen sich, von der Gunst der Frauen herbeigerufen, die ersten Spuren von Eitelkeit erblicken. Es traf sich, dass wir grade kurz zuvor in Paris den Jüngling gesehen hatten, der sich einen Splitter aus dem Fuß zieht, der Abguss der Statue ist bekannt und befindet sich in den meisten deutschen Sammlungen, Ein Blick, den er in dem Augenblick, da er den Fuß auf den Schemel setzte, um ihn abzutrocknen, in einen großen Spiegel warf,

erinnerte ihn daran; er lächelte und sagte mir, welch eine Entdeckung er gemacht habe.
In der Tat hatte ich, in eben diesem Augenblick, dieselbe gemacht; doch sei es, um die Sicherheit der Grazie, die ihm beiwohnte, zu prüfen, sei es, um seiner Eitelkeit ein wenig heilsam zu begegnen: ich lachte und erwiderte – er sehe wohl Geister! Er errötete und hob den Fuß zum zweiten Mal, um es mir zu zeigen; doch der Versuch, wie sich leicht hätte voraussehen lassen, missglückte. Er hob verwirrt den Fuß zum dritten und vierten. Er hob ihn wohl noch zehnmal: umsonst! Er war außerstand, dieselbe Bewegung wieder hervorzubringen – was sag ich? Die Bewegungen, die er machte, hatten ein so komisches Element, dass ich Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten" (Kleist, 1952, 886).

Die Tragik des Narziss. Er verliebt sich in sich selbst – es ist nie wieder gut zu machen. Nicht nur, dass er seine ursprüngliche, natürliche Grazie verliert, seine Schönheit, in die er sich verliebt hat, ist für immer so korrumpiert, dass er auf andere nur noch lächerlich wirkt. Die Folge, die sich für den Narziss ergibt, ist der Zwang, seine eigene Exzellenz immer wieder unter Beweis stellen zu müssen. Es ist, wie wenn eine Katze versucht, die eigene Schwanzspitze zu fassen zu bekommen. Geht man so ‚an sich selbst verloren', sprechen wir von *Selbst-Sucht*.

3 Die Stereotypie der Geschlechterrollen

Beide Geschlechter können der Selbstsucht verfallen. Ein Problem für sich ist, wie sich ein individueller Narzissmus auf eine Geschlechter*beziehung* auszuwirken pflegt. Eine der wahrscheinlichen Folgen liegt auf der Hand: Der Narzisst, der (nur?) sich selbst bewundert, schätzt, liebt, wird sich ein „Bild von seinem Partner/seiner Partnerin machen", das stark von seinem Selbstbild bestimmt ist, auf das er sich fixiert hat: Er wird das Bild des Gegenübers davon ableiten und so aus einem Mitmenschen einen *Typus* machen. Als solcher bietet sich zuallererst der jeweils aktuelle gesellschaftliche Stereotyp der Geschlechterrolle an. Eben dieses Thema, der Zusammenhang zwischen *Selbstbild* und *Bild des Nächsten* und die Gefahren, die davon ausgehen, ist ein bedeutendes literarisches Thema der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewesen, und ein Romanautor hat es exemplarisch bearbeitet, ich meine Max Frisch, dessen Leben *und* Werk von seinen jeweiligen Lebenspartnerinnen, genauer seinem ‚Entwurf' von diesen und dessen Verarbeitung im literarischen Kunstwerk, geprägt war. Jetzt, im Rückblick, deutet vieles darauf hin, dass die Überführung der Lebenspartnerin in eine Romanfigur nicht ohne Folgen für die reale Beziehung bleiben konnte. In diese ist dann die ganze Wucht der von der Gesellschaft vorgegebenen *Unsymmetrie* der Männer- und der Frauenrolle eingebrochen.

Vor einigen Wochen ist der erste Band der Werkausgabe von Ingeborg Bachmann erschienen: *Male Oscuro,* 2017. Ungewöhnlich ist die Entscheidung der Herausgeber, die Ausgabe mit den biographischen Dokumenten der Schlussphase des Leben der Ingeborg Bachmann beginnen zu lassen, in der sie – vergeblich – die Kränkung zu verarbeiten versucht, die sie, selbst eine erfolgreiche Autorin, dadurch erlitten hat, dass sie im Werk eines anderen, dem Roman *Mein Name sei Gantenbein* des Max Frisch, als literarische Figur fungiert. Nicht nur das: Sie musste sich eingestehen, dass der Lebensgefährte sie als einen weiblichen Stereotyp ‚verarbeitet' hatte – er, als männlicher Narzisst, dem eine andere Tendenz der Gestaltung einer Frau nicht zur Verfügung stand. Ja, im Abstand zu der Beziehung, von der sie im Leben nicht freikam, musste sie sich als Dichterin

und Poetologin (man denke an ihre luziden „Frankfurter Poetikvorlesungen“) eingestehen, dass dies sich im literarischen Werk des ehemals geliebten Mannes mit einer bestürzenden Konsequenz, ja Notwendigkeit vollzogen hat. (Vgl. die Rezension des Bandes von Volker Weidermann in DER SPIEGEL9/2017, 118-121.) Ingeborg Bachmann bemerkte es anfangs gar nicht, erst als sie von anderen darauf aufmerksam gemacht wurde, musste sie sich in dem Roman *Mein Name sei Gantenbein* (1964) in der Figur der „eitlen, selbstverliebten, sich selbst überschätzenden, panisch auf Selbstinszenierung bedachten Schauspielerin namens Lila“ wiedererkennen (ebd., 119).

Die Verletzlichkeit und Bedrohung in der eigenen Kreativität ist – auch – bei diesem Paar einseitig. Während Max Frisch in Rom, das Ingeborg Bachmanns Heimat geworden ist, unverdrossen vor sich hinschreibt, bleibt ihre Schaffenskraft weg. Die Kränkung in der Beziehung greift auf die Produktivität des weiblichen Künstlertums über. Nicht nur, dass er sich darin als von ihr unabhängig erweist, sie muss sich eingestehen, dass die Beziehung, die er mit ihr auslebt, für ihn nichts weiter ist als ein potenzieller Romanstoff. Nun trifft es sicher zu, dass gerade Frauen als Künstlerinnen besonders kränkbar sind; aber Ingeborg Bachmanns literarischer Erfolg brauchte sich hinter dem von Max Frisch nicht zu verstecken, eher das Gegenteil war der Fall. Sie galt in den 1960er-Jahren als die bedeutendste lebende Lyrikerin deutscher Sprache und war mit Preisen und Ehrungen bereits überhäuft, als sie Max Frisch kennenlernte. Aber das reichte für sie nicht aus, ein Selbstwertgefühl ähnlicher Stabilität zu entwickeln wie ihr Partner und Konkurrent um literarische Geltung.

Stellt man sich das vor Augen, sieht man sich auf die Geschichte des Mann-Frau-Verhältnisses zurückverwiesen, das in geschichtlicher Zeit eine fatale Entwicklung genommen hat. Während sich die Hinweise dafür mehren, das noch im Verlauf der Migration, in der Homo sapiens sich die Welt als Jäger und Sammler erwandert hat, das Mann-Frau-Verhältnis „egalitär“ war (vgl. Jared Diamond: „The Worst Mistake in the History of the Human Race“, in: Dicscover Magazine, May 1987, 64–66), wurde sie nach dem Sesshaftwerden, das sich vor rund 10 000 Jahren vollzog, in die Rolle der „Hausfrau“ (der ‚Frau im Haus‘, japanisch heute noch ô*kusan*) zurückgedrängt: Sie war den Keimen der damals gezähmten „Haustiere“ mehr ausgesetzt als der Mann und begann, damals erst, durch den Geburtsvorgang so geschwächt zu werden, wie es heute noch der Fall ist (vgl. Carel van Schaik/Kai Michel: *Das Tagebuch der Menschheit*, 2016). Eine Folge davon ist es, dass den Männern die Deutungsmacht über „die Menschlichkeit“ und dadurch auch über die Geschlechterrollen zugefallen ist. In unserem Kulturkreis gilt die Bibel mit der *Genesis* als das bekannteste Dokument dafür. Eva ist nicht *primär erschaffen*, sondern aus einer „Rippe des Mannes“, woraus alle anderen Abwertungen sich ergeben. Als Beweis dafür, dass auch in anderen Kulturkreisen die Unsymmetrie der Geschlechterrollen bereits den Mythen der Weltentstehung eingeschrieben sind, sei der japanische Mythos der „Schöpfung“ wiedergegeben:

Das Geschwisterpaar, Isanagi und Isanami, die sich noch nicht als geschlechtlich verschieden begreifen, erhalten von ‚den Göttern’ einen Speer mit einer diamantenen Spitze, den sie gemeinsam ins Weltmeer tauchen; aus den Tropfen, die davon abfallen, bilden sich Inseln; auf eine davon steigen die beiden hinab. Erst danach, als eine Wirklichkeit vorhanden ist, auf der etwas, das Leben, das Menschenleben, sich abspielen kann,

beschließen die Götter, die beiden Ahnungslosen zu verheiraten.
Die Zeremonie der Hochzeit besteht darin, dass sie, der eine rechts-, die andere linksherum um die „Himmelssäule“ herumschreiten und sich auf der anderen Seite begegnen – als Mann und Frau jetzt. Aber das erste Kind, das aus ihrer Vereinigung hervorgeht, ist eine Missgeburt. Wie sich nachträglich herausstellt, ist bei der Hochzeitszeremonie ein ‚Fehler' aufgetreten. Die Frau hat ihr Wohlgefallen an dem Mann zuerst geäußert, das aber ‚ziemt sich nicht'. Erst nach Wiederholung der Zeremonie, bei der, wie es sich gehört, der Mann zuerst ausruft: „Oh, wie schön du bist!“, bekommt das Paar wohlgeratene Kinder. Das Zeremoniell ist Garant dafür, dass alles ‚mit rechten Dingen zugeht' – auch die Funktionalität des Paarungsvollzugs. Kultur hat sich selbst zurückprojiziert auf Natur, der Ritus hat sich der Wirklichkeit vorgeschaltet. (Siehe Braun, David: Japanische Märchen und Sagen, 1885, 97–103.)

Das Selbstverständnis der Frau hat sich in den ‚westlichen‘ Kulturen seit dem 20. Jahrhundert dramatisch verändert, und man könnte meinen, die Gleichberechtigung der Geschlechter sei nicht fern, aber der Anschein trügt.

4 „America first!“/„Me first!“

Es wäre unangemessen und anmaßend, ein Individuum in seinem Inneren aufzuspüren. Aber der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika kann in mehrerlei Hinsicht als repräsentativ für ein bestimmtes Selbstverständnis angesehen werden: Er hat seinen Wahlkampf fast ganz ohne Regierungsprogramm bestritten und stattdessen die Aufmerksamkeit der Wählerschaft und darüber hinaus der Weltöffentlichkeit auf seine Person in ihren privatesten Aspekten gelenkt. Das lief auf eine neue – reflexive-tautologische – Wahlkampftaktik hinaus: So wie ich bin, so werde ich regieren. Und was ihn, den Dreh- und Angelpunkt des Ganzen, anging, hat er besonders auf zwei seiner individuellen Merkmale hingewiesen, die seinen Erfolg im Gesellschaftssystem der USA verbürgten: zuallererst die Leistung, ja das „Verdienst“ (*merit*), es zum mehrfachen Milliardär gebracht zu haben – aber schon in zweiter Linie hat er sich in der Auslebung der Geschlechter- und Familienrolle, als ‚Mann der Frauen‘ und als Chef eines Familienclans präsentiert, als stolzer Vater wohlgeratener Kinder. Dass sie alle, obwohl sie von verschiedenen Ehefrauen stammen, gut anzusehen sind, hat sogar seine Konkurrentin um das Präsidentenamt zugestanden. Andererseits: Riskante Äußerungen über das, was er als Mann von Prominenz *mit den Frauen machen könne,* haben zwar für kurze Zeit Aufregung in seinen Wahlkampf hineingebracht, aber ihm, im Rückblick betrachtet, wahrscheinlich sogar zusätzliche Wähler gewonnen, sogar (besonders?) unter den Frauen. Wie auch immer man das deuten und bewerten will, mit einiger Plausibilität kann man sagen, dass seine Wahl zum Präsidenten einem beträchtlichen Teil der Wählerschaft, der qualifizierten Mehrheit, ein Gesicht gegeben hat: Donald Trump steht für eben diesen Teil, die knappe Hälfte der wahlberechtigten Bevölkerung der USA – und mit/neben ihm seine Frau. Nicht nur, dass er sie bei seinen großen Wahlkampfauftritten jeweils als erste ins Rampenlicht gezogen hat, er hat sich immer wieder über das Verhältnis zu seiner Frau definiert.

Beginnen wir mit seiner summarischen Äußerung zur Geschlechterbeziehung: dass Mann und Frau einander möglichst *ebenbürtig* sein müssten, d. h., dass dem besten, dem (erfolg)reichsten Mann die beste, d. h. die

schönste Frau zukomme. Da er meinte, es seiner Wählerschaft schuldig zu sein, den Beweis dafür anzutreten, dass das auch in seiner dritten Ehe der Fall sei, hat er – seine eigenen Qualifikationen waren ja erwiesen – sehr eingehend die Vorzüge seiner Frau Melania benannt und ihre geschlechtsrelevanten Qualitäten auf einer Skala von eins bis zehn bemessen. Das konnte auch schon mal geschehen, wenn seine Frau in Sicht- und Hörweite war. Eine Äußerung ihrer selbst war nicht vorgesehen. Auch wenn es viele Amerikanerinnen gab/gibt, die sich gegen eine solche Besprechung/Behandlung/Vermarktung ihrer Geschlechtsgenossinnen und des eigenen Geschlechts heftig gewehrt haben/wehren, auch sie sind gegenüber dem Faktum machtlos, dass eben dieser Mann nun ihr Präsident ist. Gegenüber der Welt repräsentiert er auch sie. Sich dagegen aufzulehnen, bedeutet, den Kampf um ein anderes Frauenbild in den USA – auch in der Konfrontation mit ihren Geschlechtsgenossinnen – aufzunehmen.

Die schöne Frau, nicht genau an seiner Seite, sondern schräg hinter ihm, begleitet den amtierenden Präsidenten durch die Ausübung des Amts. Nur einmal hat man sie in größtmöglicher Öffentlichkeit sprechen hören: in dem traditionellen Statement der Frau des Kandidaten, in dem sie ihrerseits begründet, warum er, zumal von Frauen, zu wählen sei. Bekanntlich hat sie dieses Bekenntnis nicht in eigenen Worten abgegeben, sondern Worte ihrer Vorgängerin Michelle Obama benutzt. Sie hat nicht von sich und ihrem Mann gesprochen, sondern von einer Amerikanerin, deren Mann sich um das das Präsidentenamt bewirbt – genauer: in den Worten, die man von einer amerikanischen Frau, die in diese Situation gerät, erwartet.

Stattdessen ist sie anderweitig präsent: in makelloser Aufmachung und Garderobe, sehr aufrecht und – wie die Fernsehansagerinnen es gewöhnlich tun – die Beine so gestellt, dass die Kontur des einen sich etwa in Kniehöhe vor die des anderen schiebt. Während ihr Mann mit seinem Sprechen samt den Arm- und Handbewegungen dabei (die charakteristische Stellung des rechten Mittel- und Ringfingers zum Daumen) auch noch einen Flugzeughangar in Tampa/Florida füllt, erfüllt Melania Trump genau den Rauminhalt ihres stereotyp makellosen Körpers, der in dem Öffentlichkeitsraum ihres Mannes aufgeht.

5 Die perfekte Frau und ihr Lächeln

Die Geschichte des Paares ist durch die Präsidentschaftswahl in den USA 2016 in die Weltöffentlichkeit eingegangen. Das Model und der Milliardär, seine dritte Ehe, ihre erste, ein gemeinsames Kind. Auch seine anderen Frauen hatten die Präsentation ihres Körpers zu ihrem Beruf gemacht. Er konnte bei seiner Partnersuche aus dem Vollen schöpfen: Zu seinen Geschäftsbereichen gehörte die Vermarktung eines globalen Schönheitswettbewerbs. Als er Melania traf, war er längst unter seinem Markennamen und in seiner Privatmaschine unterwegs. Seine Partnersuche stand längst unter dem Programm „erfolgreichster Mann sucht schönste Frau“. Die Stereotypie der Berufsrollen und das Geschäftsmodell des erfolgreichen Mannes gab dem Zufall des leibhaftigen Zusammentreffens der beiden eine gewisse Wahrscheinlichkeit, die Individualität beider ließ sich ohne weiteres in den Dienst eines typisierenden Kalküls stellen.

Eben hierin lag von Anfang an die Unsymmetrie, die sich aus der Geschlechterdifferenz ergibt, wie eine patriarchal gebildete Welt sie nahelegt. Er war arriviert, sich seiner Geltung sicher, d. h. in Sachen Stereotypie

erfahren. Sie hatte sich darauf vorbereitet, aber im Übrigen wohl einfach darauf gehofft, dass jemand ‚dieser Art' vorbeikommt. Das gab der Zustimmung ihrerseits zum Eingehen der Beziehung einen größeren Anteil an Individualität, eine Spur von Schicksal – sie hatte ihn mehr erwartet, als er nach ihr gesucht hatte. Er war der bestmögliche aller erwartbaren Männer dieser Art, sie war ihm ‚über den Weg gelaufen'. Beiderseits wirkte ein Zufall im Möglichkeitsrahmen des kulturspezifischen Mann-Frau-Stereotyps.

Das muss, wie die Dinge nun einmal lagen, stärker in ihr als in ihm zu Bewusstsein gekommen sein, vermutlich nicht sofort, aber *in due course of time*. Sie hatte vermutlich auch mehr Zeit und Gelegenheit, darüber nachzudenken. Sie hatte mit der Wahl des Partners einen unvergleichlich größeren Kontext in Kauf zu nehmen als er, sie folgte ihm aus einer osteuropäischen Kultur in seine amerikanische Welt. Er konnte bei sich bleiben, sie musste sich anpassen, er startete durch, sie fügte sich in seine Welt, die Donald Trump heißt und in der das Programm *America first* und *Trump first* ineinanderfließen. Beide Programme sind auf Konkurrenz abgestellt, Kooperation ist an die zweite Stelle gerückt, wenn nicht ausgeschlossen. Die Zuspitzung dieses Leitprinzips gesellschaftlichen Zusammenlebens hat in den USA eine klar umrissene Geschichte: Als in den achtziger Jahren ein dauerhafter Machtverlust der republikanischen Partei drohte, führte man, um dem vorzubeugen, eine religiöse Fundierung in die Politik ein, der Bibel-Belt wurde in seinen Glaubensinhalten mobilisiert. Dass sich das nicht nur politisch, sondern auch verfassungsrechtlich auswirken würde, wurde von amerikanischen Soziologen rasch erkannt. Von Jane Mansbridge stammt das Buch *Beyond Adversary Democracy* (1981), in dem sie zwei Traditionen von Demokratie unterscheidet: *unitary* und *adversary* democracy, eine, die den Konkurrenten um die Regierungsmacht als Mitspieler und die Parteienkonflikte als Zusammenspiel zum größeren Wohle der Gesamtheit begreift, und eine, in der gekämpft wird, als ginge es um die Vernichtung des Konkurrenten. Daran schloss Benjamin Barbers *Strong Democracy* (1984) an, wo zwischen „starker" und „schwacher" Demokratie unterschieden wird. „Stark" in seinem Sinn ist die Demokratie, in der Machtkonkurrenz und Wahlkampf nicht als Kampf um den Endsieg, sondern als Spielart der Kooperation im Dienst an einer gemeinsamen Sache, dem Dienst an der Gesellschaft, ausgetragen wird. Was wir in den USA gegenwärtig beobachten, ist der Sieg der „schwachen Demokratie" über die „starke".

All dem hat Melania Trump nichts Anderes entgegenzuhalten als ihr Lächeln. Bei Anlässen wie der Vereidigung ihres Mannes zum Präsidenten der USA sind die Kameras der Welt auf sie gerichtet. Wie verhält sie sich? Alle, die ihr zusehen und ihre Lebensgeschichte kennen (wer nicht?), wissen, dass sie zu der Wahl ihres Mannes zum Präsidenten der USA anderes beigetragen hat als z. B. Hillary Clinton oder Michelle Obama: das US-amerikanische Stereotyp der Frau in exemplarischer Prägnanz. Die Frage, was sich in ihrem Lächeln ausdrückt, führt in die Irre. Es ist vollkommen, wenn es leer ist. Anschluss an so etwas wie „Inhalt/Bedeutung" erhält es nur, indem es, wenn die Öffentlichkeit nicht mehr zusieht, erlischt wie ausgeknipst. Wird auch das Erlöschen noch sichtbar, ist eine Panne passiert: Die Präsidentengattin hat sich zu früh ins private Off zurückgezogen, das nur ihr gehört. Uns als Zuschauer bei den medialen Präsentationen, jedem einzelnen, bleibt es überlassen, sich zu fragen, was dann in ihr vor sich geht. Zwei Rückfragen der Melania an sich selbst haben eine gewisse Wahrscheinlichkeit: was sie dem Stereotyp geopfert hat und ob es etwas gibt, das sie ihm nicht geopfert hat.

Zum Autor

Prof. Dr. Dietrich Krusche, geboren 1935, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Germanistik; Lektor für Deutsche Sprache und Literatur an der University of Ceylon und an der Universität Okayama, Japan; 1982–1997 Professor für Interkulturelle literarische Hermeneutik an der Universität München. Zuletzt sind erschienen: Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person, 2010; Nizza und ich. Erzählung, 2012.
Kontakt: kruschedg@club-internet.fr